

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Wer will erben?

[urn:nbn:de:bsz:31-338974](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338974)

Wer will ERBEN?

Sie lungern um die Hobelbank in der Werkstatt umher, die drei Söhne, die drei Schwiegertöchter. Der alte Mann steht inmitten, und er allein wirkt und hobelt. So hingegeben ist er, Kopf, Arm, der ganze hagere Leib gleitet ruhig dahin mit dem Schlitten des Hobels im raschelnden Kräuselwerk der Späne; man könnte meinen, der Alte habe sie alle vergessen. Und er hat sie doch aus der Stadt heimgerufen. Den dritten Tag sind sie nun schon im Dorfe, und er hat noch mit keinem Wörtlein vom Erbe gesprochen. Morgen ist Gründonnerstag, sie wollen doch nicht gar noch über Ostern hier im Dorfe verelenden.

Xaver wagt es und ruft dem Vater wieder einmal ins Ohr, er und seine Frau müßten am Karsamstag, spätestens, wieder daheim in Karlsruhe in der Hotzenstraße im Friseurgeschäft des Schwiegervaters helfen und die Kunden bedienen. Der Alte hört es nicht oder will nicht hören. Er tunkt einen Brotkeil in den Kaffee, der auf dem Werkische schwankt, lutscht und zermalmt den Brocken mit den Kiefern und hobelt, hobelt ruhig weiter. Da aber Xavers Frau an ihm vorbeistreift, hält er plötzlich inne, kneift die Äuglein pffiffig zu und faucht ihr mit seiner hellen Stimme ins Ohr: Ob sie wisse, was er da zuschneide? Ein Kleid sei's, ein tannes Kleid für'n altes Weib, die Lisebeth. Die sei auch mal jung gewesen, und jetzt kriege sie von ihm ein Kleid, das ihr bis zum Jüngsten Tage reiche.

Der Alte lacht und sperrt die zahnlosen Kiefer auseinander und schleckert mit der weißlichen Zunge über den Bart. Als Xavers Frau begreift, daß man hier einen Sarg mache und so dabei rede und so dabei Kaffee trinke, da wird ihr schwach; sie schwankt auf einen Stuhl



und schluckt am Brechreiz, der sie im Halse würgt. Sie sterbe, wenn sie noch länger hier bleiben müsse, stöhnt sie ihrem Manne ins Ohr; hier, wo gestern eine Maus unter der Bettdecke hervor ihr entgegengesprungen, wo man das Kaffeewasser aus dem Bache schöpfe, vielleicht mit Würmern und Schnecken darin, wo einem der Schuh im Morast bleibe, sobald man einen Schritt vor die Türe wage. Wo man in Regen und Nacht im Freien herumtappen müsse, wenn man eine Notdurft habe, wo die Küche und jeder Topf darin verrußt sei, der Stubenofen qualme, kein einziger bequemer Sitz im ganzen Hause sich finde und draußen bei Tag die Langeweile und nachts Schauder und Graus umgingen — sagten auch die beiden Schwägerinnen und drängten zum Ende.

Auch den drei Schreinersöhnen war nicht wohl in der alten Heimat. Sie konnten es kaum mehr fassen, daß sie in dieser kalten, verregneten Einöde zwanzig Jahre ihres Lebens zugebracht und sogar glücklich gelebt hatten. Engelbert war gar nicht vor die Türe gegangen, humpelte nur immer um Herd und Ofen, klagte, die kaltfeuchte Luft bringe ihm sicher die Gicht, und ließ jeden fühlen am Handgelenk, wie es bereits angeschwollen. Xaver hatte sich am Dienstagmorgen herausgeputzt und war durchs Dorf stolziert, hatte auch ein paar Schulkameraden angetroffen. Jedesmal gab es eine laute Begrüßung, aber schon der zweite Satz ließ merken, man war sich so fremd, wie von entlegenen Weltteilen hergekommen. Desgleichen erging es Theodor. Der hatte sich das Wirtshaus gewählt, dachte den Bauern was vorzuprahlen aus den guten Jahren seines Immobiliengeschäftes, wo es drunten in Mannheim noch was zu verdienen gab. Aber dann saß er eine Stunde allein in der öden Gaststube vor einem dunkel abgestandenen, halb sauren Glas Bier. Nein, es war nichts los in dem Dorfe, man konnte sich nicht mehr in die kümmerlichen Verhältnisse schicken. Wäre man nur wieder daheim in seinen sauberen, behaglichen Räumen!

Man mußte endlich hier ins reine kommen. Der Alte hatte doch geschrieben, und also wollte er etwas. Einundachtzig war er jetzt, noch rüstig, gewiß, aber in solchem Alter konnte doch jeden Tag was geschehen. Und da war es schon besser, man ordnete beizeiten, was zu ordnen war. Haus und Garten und das Anrecht der drei, das war wohl bald geregelt und geschrieben. Blieb noch die Erbschaft aus der Schweiz. Dreitausend Franken seien es, und sie waren wohl endlich jetzt ausbezahlt, ein halbes Jahr nach der Erblassung. Was soll der alte Mann mit dem vielen Geld! Schließlich wurde es ihm noch gestohlen. Und die Söhne konnten jetzt bei dem bösen Geschäftsgang jeden roten Kupfer so gut brauchen.

Engelbert war ja nun schließlich der Älteste. Er hatte ein Gemüselädchen in Cannstatt, nannte sich Kaufmann und durfte also von Geld und Devisen einiges verstehen. Er fragte,

und alle starrten sie den Alten an. Er fragte, ob denn die Erbschaft von der Thurgauer Base schon ausbezahlt sei und wie der Vater das Geld angelegt.

„Im Boden“, schrie der Alte. Doch weil die Antwort so flink folgte, auch Hobel und Span störten, konnten sie bei allem Aufmerken nicht unterscheiden, ob der Alte „im“ oder „in Boden“ gesagt hatte. Theodor meinte, es sei nun gewiß, der Vater habe für die Franken Felder gekauft, und er nannte das schon eine arge Dummheit. Die andern ahnten noch Schlimmeres, zumal die Frauen, die viele Romane gelesen hatten. Ihre trübseligen Gedanken sahen einen Topf, die begehrten Fränkli darin, und das alles im Lehm unter einer Baumwurzel begraben.

Endlich klopfte der Alte den Hobel aus — es klang wie ein kurzer Trommeltakt —, wischte mit dem roten Taschentuch ein Tröpflein von der Nase und stellte sich vor die Söhne hin, so wie diese vor ihm standen, die Hände in den Hosen, faul und verdrossen. Die Lisebeth könne man wohl nicht warten lassen. Der Sarg müsse erst fertig sein. Dann erst könnten sie erben. Und ob sie nicht Schreiner wären, alle drei?

Recht, ja, sie waren es, hatten beim Vater das Handwerk gelernt, doch in der Stadt bald für ein bequemeres Gewerbe eingetauscht. Nun aber zogen sie die Röcke aus. Engelbert nagelte die Bretter zusammen. Theodor bastelte das Tragkreuz zurecht. Xaver rührte den Firnis an, recht dunkel tintig, wie es für eine Verehelichte ziemte, und strich das bedächtigt über das helle Holz. Der Alte aber war nun wieder der Meister, maß hier mit dem Zollstock nach, schrägte dort eine Kante noch runder, nahm aus dem Wandschrank die Engelsköpflein und Borten aus Flittergold und zeigte, wie und wo das auf dem Deckel anzubringen sei, stopfte endlich ein violettes Kissen mit Sägemehl und legte es auf zwei Hände voll Hobelspäne in den Sarg. Der war fertig und wurde vom Werktsche gehoben, als eben die Marie zum Essen rief.

Die drei Brüder waren fröhlicher gestimmt, weil sie sich doch mal einen Hunger angearbeitet hatten. Die langweilige Zeit hier ging zu Ende, das machte auch den Frauen besseren Mut. Die waren in den Garten gegangen, indes die Männer am Sarge arbeiteten. Sie hatten nämlich alle drei den einen Gedanken und wollten jede Scholle prüfen, ob sie nicht verdächtig liege und einen goldenen Topf unter sich verberge. Doch sie entdeckten nichts; nur Engelberts Frau fand ihren Jungen, den Harry. Er lag auf dem Rücken im Grasgarten und stieß mit beiden Füßen gegen den Kopf der Ziege. Und wenn die genug hatte und wieder ein Gräslein rupfen wollte, flugs war der Junge aufgesprungen, haschte nach dem Geißschwänzel, und das Spiel begann von neuem. Seine Mutter aber schämte sich. Wie



verdreht sah der Junge aus und wie roch er, wie ein ganzer Ziegenstall! Dafür hatte sie ihn doch wirklich nicht hierhergebracht, sondern daß er als der einzige Enkel dem Großvater gefalle und für die Seinen werbe. Sie rief ihn her, sie wollte ihn waschen und umkleiden, daß er beim Mittagessen ein Ansehen habe. Denn jetzt galt es ernst. Doch wie sie auch rief und befahl, der Junge hatte immer eine Ausrede und blieb auf der Wiese und bei der Ziege. Die Schwägerinnen lächelten schadenfroh. Er sei wohl ein bißchen verzogen. Ob er denn nicht mehr aufs Gymnasium gehe? Nein, er eigne sich nicht recht zum Studium. Wozu er sich dann eigne? Das könne man noch nicht so bestimmt sagen. Er sei ja auch noch jung, knapp fünfzehn. Wenn es Zeit dafür sei, werde er schon seine Anlagen zeigen. Jedenfalls habe er mal vorläufig einen guten Hunger, tuschelte Xavers Frau. Und das verdroß die Mutter am meisten. Denn all die Tage her war die Unterhaltung bei Tisch über ihren Harry hergefallen. Der Xaver besonders hatte immer zu mäkeln und zu zeigen, wie der Junge sich in den Teller legte, daß seine steifen schwarzen Haare fast an den Berg von Sauerkraut rührten, wie er die Backen stopfte, das härteste Brot wegputzte, einen Brocken Speck zerknirschte und dann noch die Schwarte abnagte, aussaugte und fortließ, so wie es nichts mehr zu essen gab.

Zum Glück piff jetzt der Vater Engelbert zum Essen. Der Junge kam gelaufen, und die Mutter konnte ihm noch einige Ermahnungen zustecken: daß er doch „manierlich“ essen und nachher sitzen und mit dem Großvater ein Wort reden solle. Das sei sehr, sehr wichtig. Der Junge versprach es auch und machte es dann doch nicht anders als sonst, warf den Löffel weg und war fort.

Auch der Alte legte den Löffel weg, stand auf und hieß alle mitgehen. Er führte sie hinter dem Hause den Hügel hinan, erst durch einen Obstgarten, dann steil aufwärts in einer Ackerfurche. Die Frauen konnten kaum mitkommen, sie mußten immer wieder die Klumpen Erde von den Stadtschuhen schlenkern. Endlich standen sie auf der Anhöhe und sahen unter sich das Dörflein, grau die Häuser, braun die Felder und Wiesen das Tal hinab und schwarz der Wald, der alles einfaßte.

Da lägen die Fränkli, sagte der Alte. „Wo, wo?“ drängten die Frauen und suchten am Boden. Und der Alte zeigte: hier die Grenze, da die Grenze, fünf Morgen Land, halb Acker, halb Wieswuchs, mit hundertdreißig



tragbaren Obstbäumen, vom Mohrenwirt gekauft, billig, weil der Wirt seine zwei Söhne im Krieg verloren, sich Alters halber verkleinern wollte, auch sonst kein Angebot getan wurde.

Die Söhne kannten das Stück Land sehr wohl, wußten, daß schwerer Weizen hier gedieh, und hatten schon manchen Apfel aus dem Garten stibitzt. Aber was konnte ihnen Korn und Obst jetzt sein! Mit sechzig, ja siebzig Prozent Verlust müßten sie rechnen bei einem Wiederverkauf, flüsternte Theodor den Brüdern zu. Und sie durften dem Vater ihren Ärger nicht zeigen. Alte Leute haben ihre Naupen.

Der Alte winkte schon wieder und schritt zu Tale und hatte es eilig. In der Türe zur Werkstatt hieß er warten, holte drinnen ein Beil, lehnte auch wie zufällig eine Bohle gegen die Wand und kam zurück an die Türe. Immer mit dem Daumen über die Schärfe des Beiles tastend, sprach er: Was zu erben sei, wußten sie nun. Also müsse man noch ausmachen, wer dann erbe. Denn das reiche gerade für einen einzigen, wenn er es schuldenfrei übernehme und das Schreinerhandwerk dazu umtreibe. Die andern hätten ja

ihr gutes Auskommen in der Stadt und seien auf den Abfall hier nicht angewiesen. Nach alter Handwerkssitte solle der Erbe ausgefunden werden durch einen Wurf mit dem Beile.

Engelbert wollte entgegnen. Der Alte ließ es nicht zu. Er stellte sich so, daß seine Fersen dem noch immer dastehenden Sarge anlagen, blinzelte noch einmal zurück nach dem Ziele und schwang das Eisen über den Kopf. Es überschlug sich und blieb in der Bohle stecken. Der Alte holte es selber wieder zurück und erklärte: so müsse man zufassen, mit zwei Fingern, und so es schwingen, ganz leicht, und sich vor allem die Richtung gut merken. Er sagte und zeigte das alles eigentlich nur dem Xaver, und die andern merkten wohl, der Alte hatte diese Gauklerei ausgetüfelt, um seinem Liebling, dem flinken, wendigen Xaver, alles Erbe hinzuschieben. Ihm reichte er denn auch zuerst das Beil. Da drängte sich Engelbert vor. Schließlich habe das Alter ein Vorrecht. Und man dürfe doch wohl erst mal versuchen... Gut, jeder solle einen Probe- und einen Hauptwurf haben. Engelbert packte das Beil, stellte sich breit hin, zielte lange und warf vorbei. Er fluchte, spuckte auf sein gichtiges Handgelenk und rieb es, zielte noch länger, schmiß mit gewaltigem Schwung, und das Beil glitt dennoch ab. Theodor warf, fast ohne zu zielen, und hatte Glück, das Eisen blieb im Holze, nicht tief zwar, aber es haftete. Doch beim zweiten Wurf, der eben gelten sollte, gelang es ihm nicht wieder. Und schon hatte Xaver das Stück in Händen, schwang und fehlte. Der Alte wurde unruhig und belehrte noch einmal. Und diesmal fuhr das Eisen tief in die Bohle. „Brav, brav“, schrie der Alte, „du bist halt'n Schreiner!“ Und die zittrigen Hände streckten sich, wie um ihn zu lieblosen. Doch besann er sich, denn es hub nun ein arges Geschrei an. Theodor pochte auf seinen ersten Wurf und Engelbert auf seine Erstgeburt und die geschwollene Hand, die ihn gehindert habe. Die Frauen gaben auch ihr Teil dazu, und die Engelberts stürzte gar im Eifer über den Sarg. Ihr jacher Schrei stillte die Aufregung ein wenig. Da nahm der Alte seinen Xaver beim Ärmel, zog ihn mit in die Stube und hieß die Magd zwei Krüge Apfelwein, Schinken und Weißbrot auftragen.

Indem nun alle über den guten Sachen das Streiten vergaßen, erzählte der Alte vom Dorf



und Bürgernutzen, von Pfarrer und Lehrer und was für gute, grundgescheite Leute das seien, von der neuen Landstraße und den billigen Holzpreisen; und plötzlich war er bei seinem Ehemaligen, das er vor zehn Jahren still und selig in den schönsten Sarg gebettet. So eine gute, zunftgerechte Totenlade werde auch er bald brauchen. In so eine seien der Vater und der Ahn in die Ewigkeit gekommen, die auch Schreiner gewesen. Und ein Schreiner müsse im Dorfe sein, schon um der Toten willen.

Leise rann des Alten Rede hin. Jetzt stand er auf, humpelte zum Spiegel, zog allerhand Papiere dahinter vor, faltete eines auseinander, hielt es weit von sich ab, nickte und schob es vor Xaver hin: „Do, unterschreib's gleich!“ Und er lief um Tinte und Feder. Doch schon rief Xavers Frau: „Nein!“ Und auch ihr Mann sagte es kleinlaut, schob das Papier zurück und beteuerte, mit dem besten Willen könne er das nicht. Ruhig reichte der Alte das Blatt den Brüdern. „Wer will?“ fragte er, tunkte die Feder ein und hielt sie entgegen. Doch streckte sich keine Hand darnach. Wenn die Männer sich noch besannen, hatten die Frauen bereits entschieden. Theodor las die Schrift mehrmals durch und gab sie endlich zurück. Sofort herziehen und für immer bleiben, sonst falle die ganze Erbschaft an die Gemeinde. Und eine Abschrift dieses Testamentes beim Gericht und eine beim Bürgermeister. Nein, da gab es keinen Ausschluß mehr.

Der Alte bettelte nicht. Gelassen faltete er das Blatt wieder zusammen, schob es hinter den Spiegel und setzte sich zum Ofen, eine Pfeife anzuzünden. Als sie brannte, lächelte er: dann erbe halt ein anderer Schreiner, ein Fremder, wenn es denn nun so sein müsse; dann könnten sie ja nun wohl wieder abreisen.

Das konnten sie, es war da nichts mehr einzureden. Die Frauen erhoben sich. Den Söhnen wurde es schwerer. Aber auch sie standen schließlich auf.

In dem Augenblick huschte Harry draußen am Fenster vorüber. Die Mutter rief ihn, und da er nicht kam, mußte der Vater pfeifen. Er

solle nur hereinkommen, nur ganz, nicht bloß mit dem Kopfe, und solle sich gleich umziehen, sie reisten ab, erklärte die Mutter. Es dauerte ein paar Sekunden, bis der Junge es begriffen. Aber dann stampfte und fiennte er und schrie, er gehe nicht mit, er laufe in den Wald, er wolle nicht mehr in die langweilige Stadt zurück. Und schon tat er einen Satz zur Türe. Man hielt ihn fest. Die Mutter umfing ihn weinend: Was ihm denn in dem armseligen Kaff so gefalle? ... Alles gefalle ihm, der Bach, der Herd, die Werkstatt und am meisten die Ziege.

Mit dem war auch die alte Magd hereingekommen, und sie bat für den Buben und streichelte und lobte ihn, was er so anstellig sei und überall zupacke und vor nichts sich scheue. Alle schauten auf den Großvater. Der klopfte die Pfeife aus am Geranienstock, schloß her, faßte den Jungen beim Arm, blickte eine Weile auf ihn nieder und murmelte, sich wieder zum Ofen wendend: Schließlich habe er nun einmal gesagt: „Wer will?“ und da sei das eben sein letzter Lehrbube.

Dabei blieb es. Besser so, als wenn ein Fremder ins Erbe einbrach; so war noch am ehesten was von der Zukunft zu hoffen. Der Junge sprang einen lustigen Hopser und rannte davon. Aber seine Mutter schluchzte, als sei er ihr gestorben.

Anton Gabele



Ein interessantes Gesuch

Ein hübsches Schreiben, das kulturgeschichtlich wie rein menschlich gleich interessant ist, fand sich unter den Papieren des letzten Kurfürsten von Pfalz-Bayern, Pfalzgraf Karl Theodor. Es ist geschrieben von einem Mann aus Langenlonsheim (bei Kreuznach), der sich um die freigewordene Küsterstelle bewirbt: „Hochwürdigster, Großmächtigster, Unüberwindlicher Herr Kurfürst!

Euch thue ich kund und zu wissen, daß der Küsterdienst zu Langen-Lonsheim nun Gottlob einmal ledig geworden ist, worauf ich solange gewartet und ich solchen Dienstes mehr als würdig bin, und auch Lust dazu habe. Ja, wenn Euer Kurfürstliche Durchlaucht nur einmal meine Person sehen sollten oder singen hörten, so würden Sie sagen, der Kerl verdient meiner Seel ein Küster zu

seyn. Daß aber in unserem Dorf der Schultheiß mein Feind ist, das macht ja wohl, daß meine Frau einen ebenso rothen Rock mit weißen Schnüren trägt, als wie des Schultheißens Frau. Sie haben sich dessetwegen auch schon bei den Haaren gerupfet.

Und hiermit Gott befohlen, und verbleibe dem Hochwürdigsten Herrn Kurfürst mit Gnaden gewogen bis in mein Grab; sodann ermangele ich nicht, mit meinen Gegendiensten weder bei Tag als bei Nacht als ein treuer Freund aufzuwarten.

Langen-Lonsheim, den 11. April 1788.

Euer Kurf. Durchl. Dienstwilliger
Ernest Funder.

Resolution: Sr. Kurfürstl. Durchlaucht willigen dem Supplikanten nebst 5 Dukaten, den Dienst.“